

Mario Vargas Llosa

**Lateinamerika von innen und außen.  
Ansprache, gehalten in der Humboldt-Universität  
zu Berlin aus Anlass der Verleihung der  
Ehrendoktorwürde am 13. Oktober 2005**

Ich habe Lateinamerika in den sechziger Jahren in Paris entdeckt. Bis dahin war ich ein junger Peruaner, der, außer den Schriftstellern meines eigenen Landes, fast ausschließlich amerikanische und europäische Autoren gelesen hatte, meistens jedoch französische. Mit Ausnahme einiger Persönlichkeiten wie Pablo Neruda und Jorge Luis Borges kannte ich nur den einen oder anderen hispanoamerikanischen Schriftsteller. In jenen Jahren stellte Lateinamerika in meinen Vorstellungen niemals eine kulturelle Einheit dar, sondern eher ein Länderarchipel, mit sehr lockeren Beziehungen zueinander.

Dass es ganz anders war, lernte ich in Paris, in jener Stadt, die in den sechziger Jahren – wie Octavio Paz es ausdrückte – die Hauptstadt der lateinamerikanischen Literatur wurde. Denn die Mehrheit der wichtigen Schriftsteller aus dieser Region der Welt lebten oder hatten in Paris gelebt oder aber das Land besucht und jene, die es nicht taten, wurden nichtsdestotrotz von Frankreich entdeckt, übersetzt und bekannt gemacht, so dass auf diese Weise auch Lateinamerika seine eigenen Schriftsteller anerkannte und zu lesen begann.

Die sechziger Jahre waren aufregende Jahre. Lateinamerika befand sich im Zentrum der Aufmerksamkeit dank der Kubanischen Revolution, der Guerillas sowie der Mythen und Fiktionen, die dadurch in Umlauf gerieten. Viele Europäer, Nordamerikaner, Afrikaner und Asiaten sahen auf dem Kontinent der Militärputsche und der Caudillos die politische Hoffnung keimen für einen radikalen Wandel, die Wiedergeburt der sozialistischen Utopie und eine neue revolutionäre Romantik. Und gleichzeitig entdeckten sie eine neue Literatur, die reich, erfinderisch und kräftig war, die nicht nur frei und mutig die Phantasie einsetzte, sondern auch mit neuen Möglichkeiten des Ge-

schichtenerzählens experimentierte und sich von der traditionellen Erzählsprache lossagen wollte.

Meine Entdeckung Lateinamerikas in jenen Jahren versetzte mich in einen Höhenflug; ich las seine Dichter, Historiker und Romanciers, ich begann mich für seine Vergangenheit und seine Gegenwart zu interessieren, ich bereiste alle Länder und lebte ihre Probleme, als seien es meine eigenen. Seitdem begann ich mich vor allem als Lateinamerikaner zu fühlen. Ich bin es all die Jahre hindurch geblieben und werde bis an mein Lebensende Lateinamerikaner sein; auch wenn ich erst jetzt so richtig begriffen habe, dass "Lateinamerikaner sein" nicht mehr ist als ein Ausdruck des Universalen, ganz besonders jedoch der westlichen Kultur. Doch meine größte Hoffnung, Lateinamerika in Freiheit und Wohlstand zu sehen, durchdrungen von einer Kultur der Freiheit, bewegte sich so oft vom Optimismus zum Pessimismus und umgekehrt, je nachdem ob die Welt, in der ich geboren wurde, versuchte, den Weg der Demokratie zu finden, und dann doch immer wieder dem Autoritarismus, der Unordnung und der Gewalt verfiel.

Was bedeutet es, sich als Lateinamerikaner zu fühlen? Meiner Ansicht nach ist es vor allem das Bewusstsein, dass die territorialen Grenzen, die unsere Länder trennen, nur künstlicher Natur sind, politische Anordnungen, die uns während der Kolonialzeit willkürlich aufgezwungen wurden und von den Anführern der Unabhängigkeit sowie von den republikanischen Regierungen nicht aufgehoben, sondern legitimiert und manches Mal sogar noch verstärkt wurden. Unsere Gesellschaften, in denen das Gemeinsame viel tiefer war als die jeweiligen Unterschiede, wurden auf diese Weise geteilt und isoliert. Diese aufgezwungene Balkanisierung Lateinamerikas, im Gegensatz zu Nordamerika, in denen sich 13 Kolonien zusammenschlossen und ihre Einheit den Startschuss für den Aufstieg der Vereinigten Staaten gab, ist für uns einer der markantesten Faktoren für unsere Unterentwicklung, denn sie hat die Nationalismen angefacht, die Kriege und Konflikte geschürt, in denen unsere Länder verbluteten, indem ungeheure Ressourcen verschleudert wurden, die der Modernisierung und dem Fortschritt hätten dienen können. Nur auf der Ebene der Kultur ist die lateinamerikanische Integration Wirklichkeit geworden; geboren aus der Erfahrung und der Notwendigkeit – denn jene die schreiben, komponieren, malen oder irgendeine andere kreative Aufgabe

haben, entdecken, dass alles, was sie vereint, viel wichtiger ist als das, was sie von den anderen Lateinamerikanern trennt – im Gegensatz zu den anderen Bereichen, insbesondere der Politik und der Wirtschaft, in denen die Versuche vom gemeinsamen Regierungshandeln und die Vereinigung von Märkten, sich bis jetzt immer durch die nationalen Reflexe, die leider auf diesem Kontinent so verwurzelt sind, gebremst sahen: Das ist auch der Grund dafür, dass alle Organisationen, deren Aufgabe die Vereinigung der Region war – vom *Andenpakt* bis zum *Mercosur*, nicht vorangekommen sind.

Die nationalen Grenzen zeigen nicht die wirklichen Unterschiede in Lateinamerika auf. Sie haben ihren Ursprung im Innern eines jeden Landes und in transversaler Form, indem sie Regionen und Ländergruppen einschließen. Es existiert ein verwestlichtes Lateinamerika, das Spanisch, Portugiesisch und Englisch (in der Karibik und Zentralamerika) spricht und katholisch, protestantisch, atheistisch und agnostisch ist, und ein indigenes Lateinamerika, das, in Ländern wie Mexiko, Guatemala, Ecuador, Peru und Bolivien, aus vielen Millionen von Menschen besteht und Institutionen, Praktiken und Glauben aus präkolumbischen Wurzeln bewahrt. Aber das indigene Lateinamerika ist nicht homogen, sondern wiederum nur ein anderes Archipel, das sich in unterschiedlichen Ebenen der Modernisierung bewegt. Während einige Sprachen und Traditionen Kulturbesitz großer sozialer Konglomerate sind, wie das Quechua und das Aymara, überleben andere wiederum, wie etwa die Kulturen des Amazonas, in kleinen Gemeinden. Manchmal sind es nur eine Handvoll Familien.

Die *Mestizaje* ist zum Glück weit verbreitet; sie schlägt Brücken der Annäherung und verschmilzt beide Welten miteinander. In einigen Ländern wie in Mexiko wurde so die Mehrheit der Bevölkerung kulturell und ethnisch integriert – dies ist vielleicht der einzige Erfolg der mexikanischen Revolution –, während die beiden ethnischen Extreme die Minderheit bilden. Diese Integration ist jedoch weniger dynamisch auf dem Rest des Kontinents, aber sie geschieht weiter und, auf lange Sicht, wird sie überwiegen und so Lateinamerika das besondere Profil eines mestizischen Kontinents verleihen. Obwohl wir hoffen wollen, dass es nicht völlig vereinheitlicht wird, um so seine Besonderheiten weiterhin beibehalten zu können; was in diesem Jahrhundert der Globalisierung und der Interdependenz zwischen Nationen oftmals weder als möglich noch wünschenswert angesehen wird. Unverzichtbar ist

jedoch, dass lieber heute als morgen, dank der Demokratie – die Freiheit und die Rechtsstaatlichkeit zusammen – alle Lateinamerikaner, ohne Ansehen von Rasse, Sprache, Religion oder Kultur –, vor dem Gesetz gleich sind, gleiche Rechte und Chancen genießen und in Anerkennung der Vielfalt zusammenleben, ohne diskriminiert oder ausgeschlossen zu sein. Lateinamerika kann nicht auf diese multikulturelle Vielfalt verzichten, welche es zu einem Prototyp in der Welt macht.

Ich bin meinen Verpflichtungen gegenüber Lateinamerika, die ich in Paris vor fast einem halben Jahrhundert einging, treu geblieben. Jeder, der ein Auge auf meine Schriften wirft, kann feststellen, dass ich mein Interesse, meine Neugierde und auch meine Leidenschaft für diese komplexe, tragische und wunderbare Welt, in der ich geboren wurde, mit ihrer ungeheuren Lebenskraft, ihren Leiden und unbeschreiblichen Schmerzen, ihrer anspruchsvollen Zivilisation gepaart mit der schrecklichsten Barbarei, bis heute beibehalten habe; dies, obwohl im Laufe der Zeit meine literarischen Ansichten und politischen Urteile, meine Begeisterung und meine Kritik mehrmals ihr Ziel verändert und ihren Inhalt gewechselt haben – immer wenn es die sich wandelnde Wirklichkeit von mir verlangte.

Eine immer wiederkehrende Besessenheit der lateinamerikanischen Kultur war die Suche nach einer Definition ihrer Identität. Meiner Ansicht nach ist es ein zweckloses Unterfangen, gefährlich und unmöglich, denn Identität ist eine Eigenschaft des Einzelnen und nicht von Kollektiven, wenn sie die tribalen Bindungen hinter sich gelassen haben. Aber, ähnlich wie in anderen Teilen der Erde, hat diese Manie der Bestimmung einer historisch-gesellschaftlichen oder metaphysischen Besonderheit einer Massenansammlung ganze Meere von Tinte in Lateinamerika fließen lassen und leidenschaftliche Auseinandersetzungen sowie unendliche Polemiken hervorgerufen. Die wohl berühmteste und längste von allen war jene zwischen den Hispanisten, für welche die wirkliche Geschichte Lateinamerikas mit der Ankunft der Spanier und der Portugiesen und der Einbettung des Kontinents in die westliche Welt beginnt, und den Indigenisten, für die die genuine und tiefe Wirklichkeit Amerikas in den präkolumbischen Kulturen liegt und in ihren Nachkommen, den indigenen Völkern, weiterlebt, und nicht in den modernen Erben der Eroberer, die immer noch diese marginalisieren und ausbeuten.

Obwohl diese schizophrene und rassistische Vorstellung dessen, was Lateinamerika eigentlich sei, lange Zeit erloschen schien, ist sie doch nie vollständig verschwunden. Ab und an flackert sie wieder auf der politischen Ebene auf, denn, wie alle manichäischen Vereinfachungen, ermöglicht sie den Demagogen, kollektive Leidenschaften anzufachen sowie oberflächliche und schematische Antworten auf komplexe Probleme zu geben. In Wirklichkeit ist Lateinamerika sowohl spanisch, portugiesisch, indianisch, afrikanisch als auch viele andere Wirklichkeiten mehr. Jeder Versuch, eine einzige Identität für Lateinamerika festzulegen, birgt den Nachteil in sich, dass es ein diskriminierender chirurgischer Eingriff ist, der Millionen von Lateinamerikanern ausschließt und viele Formen und Ausdrücke ihrer reichen kulturellen Vielfalt negiert.

Der Reichtum Lateinamerikas besteht darin, vieles gleichzeitig zu sein, so dass daraus ein Mikrokosmos entsteht, in dem beinahe alle Rassen und Kulturen der Welt zusammenleben. Fünf Jahrhunderte nach der Ankunft der Spanier an den Stränden, Bergen und Urwäldern sind die Lateinamerikaner spanischen, portugiesischen, italienischen, deutschen, chinesischen oder japanischen Ursprungs genauso ursprünglicher Teil des Kontinents, wie jene mit aztekischen, toltekischen, maya, quechua, aymara oder karibischen Vorfahren. Und die Spuren, welche die Afrikaner auf dem Kontinent hinterlassen haben, auf dem sie auch schon fünf Jahrhunderte weilen, sind überall gegenwärtig: in den Menschen, in der Sprache, der Musik, dem Essen und sogar in der Art, die Religion auszuüben. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass es keine Tradition, Kultur, Sprache und Rasse gibt, die nicht einen Beitrag geleistet hat in dem schillernden Strudel von Mischungen und Allianzen, die auf allen Ebenen des Lebens in Lateinamerika vorhanden sind. Diese Verquickung ist ihr größtes kulturelles Vermächtnis. Ein Kontinent zu sein, der keine Identität besitzt, weil er sie alle hat. Und weil er sich jeden Tag von neuem verändert.

Auch wenn es nicht oft angesprochen wird, es gibt eine Angelegenheit, die überall in allen Ecken der lateinamerikanischen Kultur herumschwirrt: der abgrundtiefe Widerspruch, der zwischen ihrer gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit und ihrem literarischen und künstlerischen Schaffen herrscht. Der gleiche Kontinent, der wegen seiner astronomischen Einkommensunterschiede zwischen Arm und Reich, wegen seiner extremen Marginalisierung, Arbeitslo-

sigkeit und Armut aufgrund der Korruption, welche die Institutionen untergräbt, wegen seiner populistischen Regierungen und Diktaturen, wegen des Analphabetismus, schlechter Schulbildung und hoher Kriminalitätsrate und des Drogenhandels sowie der Auswanderung seiner Bewohner als die Verkörperung der Unterentwicklung gilt, besitzt einen hohen Faktor an literarischer und künstlerischer Originalität. Im Umfeld der Kultur kann man nur von Unterentwicklung in Lateinamerika auf der soziologischen Ebene sprechen: die Enge seines kulturellen Marktes, die geringe Leseneigung und der eingeschränkte Bereich für künstlerische Aktivitäten. Aber bezogen auf die Produktion kann man weder seine Schriftsteller noch seine Filmproduzenten, die Maler oder die Musiker, die die ganze Welt zum Tanzen bringen, unterentwickelt nennen. In ihren besten Vertretern haben die lateinamerikanische Kunst und Literatur seit langem die pittoreske und volkstümliche Form abgelegt und Ebenen der Bearbeitung und Originalität erreicht, die ihnen ein weltweites Publikum garantieren.

Wie kann dieses Paradox erklärt werden? Nur durch die großen Kontraste der Wirklichkeit Lateinamerikas, wo nicht nur alle Landschaften, Ethnien, Religionen und Gewohnheiten, sondern auch alle geschichtlichen Epochen zusammenleben, wie es Alejo Carpentier in seinem Roman *Los pasos perdidos* dargestellt hat; jene romanhafte Reise von der industrialisierten und modernsten Stadt bis zum primitivsten ländlichen Leben, die ebenfalls eine Zeitreise ist. Denn während sich die kulturellen Eliten modernisierten, sich der Welt öffneten und sich erneuerten, dank des unentwegten Abgleichens mit den großen Zentren des kulturellen Denkens und des Schaffens des modernen Lebens, blieb die Politik, mit einigen wenigen Ausnahmen, in einer autoritären Vergangenheit von Caudillos und Cliques verhaftet, die den Despotismus ausübten, die Staatsschätze ausraubten und das ökonomische Leben im Feudalismus und Merkantilismus einfroren. Es ergab sich eine tiefgreifende Scheidung: Während die kleinen Kerne des kulturellen Lebens – winzige Räume der Freiheit einer ungehobelten politischen Macht ausgeliefert waren, die im Allgemeinen der Kultur abschätzig gegenüberstand – sich im Austausch mit der Modernität befanden, sich entwickelten und aus ihnen heraus hervorragende Schriftsteller und Künstler geboren wurden, verblieb der Rest der Gesellschaft fast unbeweglich in einem selbstzerstörerischen Anachronismus. Es stimmt, dass sich in letzter Zeit die Dinge gebessert

haben, weil es heutzutage eine große Zahl demokratischer Regierungen in Lateinamerika gibt. Aber einige von ihnen wanken, weil sie die sozialen Forderungen nicht befriedigen können und der Korruption verfallen sind, die an ihnen zehrt. Schließlich verfügt der Kontinent immer noch, als sinnbildliche Erinnerung an vergangene Zeiten, über die langlebigste Diktatur der Welt von Fidel Castro (46 Jahre an der Macht). Und in Venezuela wird der Populismus mit unbändiger Kraft wieder zum Leben erweckt.

Man kann Lateinamerika nicht verstehen, wenn man den Kontinent nicht verlässt und ihn mit den Augen, mit den Mythen und Stereotypen sieht, die über ihn im Ausland entstanden sind, weil diese mythische Dimension einer Gemeinschaft untrennbar mit der geschichtlichen Wirklichkeit verbunden ist. Viele dieser Mythen und Stereotypen hat Lateinamerika sich zu eigen gemacht. Man hat sich angestrengt, das zu sein, was viele Europäer und Nordamerikaner ihnen aus ideologischen oder folkloristischen Gründen als Existenz nahe legten oder vorschrieben, beginnend mit dem Chronisten Antonio León Pinelo, der "bewies", dass in Amazonien das irdische Paradies liege und mit meinem Freund Régis Debray endend, der in den siebziger Jahren in Lateinamerika ein neues Modell entdeckte, um die Revolution auszurufen und die Geschichte zu verändern und derselbe, der vor nicht langer Zeit beschied, die Verkündigungen des Sub-Kommandanten Marcos, dem Maskierten aus Chiapas, sei die beste Prosa des Kontinents. Viele Schriftsteller und Denker wie sie, die keine Lateinamerikaner waren, hatten einen erheblichen Einfluss auf das kulturelle und politische Leben des Kontinents und, entweder als Geschenk oder als Strafe, sollten sie sich in solche verwandeln.

Den bleibendsten Einfluss auf einen großen Teil der Geschichte Lateinamerikas hatte die europäische Kultur, insbesondere die französische. Seit der Unabhängigkeit, in welche das Gedankengut der Enzyklopädisten und Vertreter der Revolution eingeflossen ist, über den Positivismus, der das intellektuelle und bürgerliche Schaffen von einem Ufer zum anderen der Region geprägt hat, besonders aber in Mexiko und Brasilien, haben bis vor kurzem die ästhetischen Modelle, die Ideologien, die philosophischen Werte, die Themen und die Prioritäten der intellektuellen Debatten in Lateinamerika sich immer sehr nah an dem bewegt, was in Europa geschah. Und oft kam all jenes, das uns aus anderen Kulturkreisen erreichte, über die Moden, die

Übersetzungen und die europäischen Interpretationen. Dieses hat sich jetzt geändert, mit der Verästelung der kulturellen Zentren und dem Verschwinden der Grenzen, aber – zumindest bis zu meiner Generation – wäre das künstlerische und kulturelle Leben in Lateinamerika unverständlich ohne die westliche Befruchtung.

Das verleitet mich dazu, eine weitere Frage zu stellen, die ebenfalls Gegenstand vieler leidenschaftlicher Debatten war (und weiterhin ist): Gehört Lateinamerika zur westlichen Welt in Bezug auf seine Kultur, oder ist es etwas grundsätzlich Unterschiedliches, wie es zum Beispiel China, Indien oder Japan sind? Für mich ist die Antwort eindeutig – ja, Lateinamerika ist eine überseeische Verlängerung des Westens, welche natürlich beträchtliche Nuancierungen und Unterschiede angenommen hat, die, ohne es vom gemeinsamen Stamm zu trennen, eine bestimmte Eigenheit verleiht. Aber das ist eine Meinung, die bei Weitem nicht von allen geteilt wird. Oftmals wird sie abgelehnt mit dem Argument, dass, wenn es so sei, Lateinamerika keine eigene Stimme habe und in seiner Kultur und Kunst nicht mehr als ein kolonialer Nachahmer sei.

Jene, die so denken, sind, ohne es selbst zu bemerken, Nationalisten, die überzeugt sind, dass jedes Land und jede Nation eine eigene seelische und metaphysische Konfiguration besitzt, die in ihrer Kultur ihren Ausdruck findet. Ich habe ja schon gesagt, dass Lateinamerika, jener Kontinent, der seit der Ankunft der drei Schiffe des Kolumbus seine Geschichte mit der des Restes der Welt vereint hat, so viele Unterschiede in sich verbirgt, dass man nur die eine einzige Eigenschaft dadurch bestimmen könnte, dass man seine Wirklichkeit zerstückelt und eine Vielzahl dieser Fragmente ausschließt. In Wirklichkeit ist das Unterschiedliche, welches seine charakteristische Beschaffenheit ist, zum großen Teil eine Auswirkung der westlichen Quellen, die es speisen. Deswegen drücken sich die Lateinamerikaner mehrheitlich in Spanisch, Englisch, Portugiesisch und Französisch aus. Deshalb sind sie Katholiken, Protestanten, Atheisten oder Agnostiker. Und die Atheisten oder die Agnostiker sind es auf die Art und Weise, die sie vom Westen gelernt haben, und das Gleiche gilt auch für seine Reaktionen oder Revolutionäre, seine Demokraten und Liberalen. Nun, in ihren schöpferischsten Augenblicken waren die Lateinamerikaner nie nur “Abklatsch und Kopie” dessen, was sie von der westlichen Kultur übernommen haben. Dieser Satz stammt von José Carlos Mariátegui,



einer der sehr seltenen lateinamerikanischen Marxisten, der sich nicht darauf beschränkte, wie ein Bauchredner all das zu wiederholen, was die westlichen Marxisten sagten. Durch deren Schriften hat er gelernt, aber er hat diese Lehren genutzt, um eine eigene originelle, wenn auch nicht immer ganz zutreffende, Analyse über die soziale und ökonomische Problematik seines Landes, Peru, anzufertigen.

Ein weiteres interessantes Beispiel dessen, was ich hier ausführe, bietet der brasilianische Autor Euclides da Cunha, der in *Os sertões* versucht hat, die Geschehen des Canudokrieges im Nordosten Brasiliens im 19. Jahrhundert zu erforschen und dafür alle in Europa vorherrschenden soziologischen und philosophischen Theorien einsetzte. Die Ergebnisse seiner Untersuchung waren genau gegenteilig zu dem, was er vorgesehen hatte: Anstatt den tiefen Sinn jenes Krieges, der aufgrund einer messianischen Bewegung ausbrach, herauszubekommen, wurde offensichtlich, dass die Konzepte nicht ausreichend waren, um jenen Konflikt ansatzweise zu erklären, der gerade durch eine tiefe Verzerrung einiger Werte und religiöser Doktrinen ausgebrochen war, die sich in der primitiven und isolierten Welt des Inneren von Bahía derart verändert haben, so dass sie in einigen Fällen sogar zu ihren Antipoden wurden. Die aufständischen Bauern lehnten sich gegen die Republik auf, weil sie diese für die Verkörperung des Teufels betrachteten, und die progressiven Republikaner sahen in den millenaristischen Bauern Agenten der Monarchie und Englands, um sie besser einordnen und mit reinem Gewissen hassen zu können.

Mariátegui und Da Cunha sind zwei Beispiele von vielen, die die Art und Weise bezeugen, in der Lateinamerika, von den europäischen Quellen ausgehend, seine eigene Musik gefunden hat, die es unabhängig macht vom Einfluss der Alten Welt, ohne sie anzufeinden. In der kreativen Literatur gibt es auch sehr ähnliche Fälle wie die im geschichtlichen und soziologischen Denken: Juan Rulfo in Mexiko, José María Arguedas in Peru und Augusto Roa Bastos in Paraguay, um nur drei moderne Schriftsteller zu nennen, haben fiktive Welten geschaffen, in der sie die indigene Wirklichkeit, die alle drei sehr gut kannten, als Rohstoff verwenden. Aber ihre künstlerischen Erfolge wären unmöglich gewesen ohne die sprachliche Geschicklichkeit und die formalen Techniken, die sie dank der Modelle aus der europäischen und nordamerikanischen Literatur erreicht haben und die sie an ihre eigene Welt anpassen konnten. Ist diese nicht die wertvollste Eigenschaft

dessen, was wir westliche Kultur nennen? Die unendliche Erneuerung der Formen und der Ideen im Sinne der Kritik und der Selbstkritik; die andauernde Aufnahme der importierten Werte und Prinzipien, welche die eigenen bereichern. Und all dieses in einer Koexistenz der Unterschiede, die erst Freiheit, kritischen Geist und Berufung zur Universalität ermöglichen.

Ein seltsames Phänomen ist es, dass diejenigen, die sich ganz besonders für die Entfernung Lateinamerikas vom Westen eingesetzt haben, jene Schriftsteller, Denker und westlichen Politiker sind, die der eigenen Kultur überdrüssig und von ihr enttäuscht sind; sie sind ausgezogen, um andere Kulturen zu suchen, die, – so meinen oder glauben sie zu meinen – besser das Verlangen nach Exotik, Einfachheit, Magie, Irrationalität und die Unschuld des guten Wilden nach Rousseau stillen können und haben Lateinamerika in das Ziel ihrer Utopien verwandelt. Dies hat schon herausragende literarische Früchte erbracht, wie die lateinamerikanischen Romane von Joseph Conrad, D. H. Lawrence und Malcolm Lowry, doch dafür katastrophale politische Verwirrungen. Wie zum Beispiel die jener Liebhaber der Kataklysmen, für die Lateinamerika keine andere Daseinsberechtigung hat, denn als Szenarium für romantische Guerilla-Phantasien zu dienen, welche der europäische Raum mit seinen langweiligen Demokratien in seinem Schoße nicht mehr toleriert. Und das Schlimmste ist vielleicht, dass Lateinamerika sich oftmals angestrengt hat, diese Fiktionen darzustellen, die Europäer wie Antonio León Pinelo für sie erfanden. Unfähig, das irdische Paradies in Europa zu finden, beschloss er, dieses liege im Herzen der Amazoniens und dass die Arche Noahs die Sintflut überstand, indem sie über die grünen Gewässer des Amazonas-Flusses schaukelte. Ist dieses kein Beweis, dass der berühmte "magische Realismus", der für viele das unauslöschliche Merkmal der lateinamerikanischen Literatur ist, nichts weiter ist als der literarische Ausdruck jener alten europäischen Gewohnheit, die die Neue Welt mit ihren verwegensten Sehnsüchten und – manchmal auch – Alpträumen zu überschütten?

Ich habe mich in Europa immer zu Hause gefühlt, nicht mehr und nicht weniger als in Lateinamerika. Natürlich identifiziere ich mich nicht mit all dem, was die westliche Tradition beinhaltet, weil – und das dürfen wir nicht vergessen – der Antisemitismus, der Nationalismus, der Faschismus und der Kommunismus auch abscheuliche und

abstoßende westliche Produkte sind. Die westliche Tradition, die ich verinnerlicht habe, ist die der demokratischen Kultur, der Legalität, der Rationalität, der Toleranz und der Freiheit. Und ihr reicher literarischer, philosophischer und künstlerischer Schatz.

Aber es ergeht mir ähnlich mit Lateinamerika. Auch wenn ich von dort bin und meine Wurzeln fest in seinem Boden verankert sind, lehne ich mit all meiner Kraft die Barbarei ab, die die militärischen Caudillos und die Diktaturen der starken Männer darstellen, – alle, ohne Ausnahme, die rechten und die linken – den stumpfsinnigen Machismo, den Nationalismus, welcher der Rauchschleier ist, hinter dem die Regierungen ihre Aufrüstung rechtfertigen und die vielen Diebstähle, sowie eine übertriebene patriotische und provinzielle Vorstellung der Kultur und der Politik, welches die zweite Seite des Nationalismus ist und das beste Rezept, um nie aus der Unterentwicklung herauszukommen. Aber Lateinamerika ist nicht nur das. Es ist auch eine Welt voller Energie und Kreativität, fruchtbarer und leidenschaftlicher als jenes Bild, das seine politischen Eliten von diesem Kontinent anbieten und welches vor allem in der Kunst und der Literatur die Einschränkungen des Dritte-Welt-Daseins überwinden konnte und eine universelle Staatsbürgerschaft angenommen hat.

In jenen Bereichen, in denen sich ein Europäer und ein Lateinamerikaner verstehen und übereinstimmen, werden beide das Beste ausdrücken können, was die westliche Kultur der Welt hat schenken können. Es ist wahrscheinlich nicht überflüssig, das in der Universität in Erinnerung zu rufen, die den Namen des Barons von Humboldt trägt, einem der Europäer, der am meisten dazu getan hat, um die Alte und die Neue Welt wie die Vor und Rückseite einer gleichen Zivilisation darzustellen.

Berlin, im Oktober 2005

Übersetzung: Rosa María S. de Maihold